Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 40

Artikel: Schweizer Malerei : 15.-18. Jahrhundert

Autor: Schilling, Helmut

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648418

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu sich nahm. Der Ring war nicht gefunden worden, und Jungfer Spaak wiederholte einmal ums andere für sich selbst: wir müssen den Ring finden. Der General läßt Adrian sterben, wenn wir ihm den Ring nicht finden.

Am Nachmittag wanderte Jungfer Spaak nach Olsby hinüber. Sie ging aus eigenem Antrieb. Die Pulsschläge waren jedesmal, wenn sie beim Kranken gewesen war, schwächer und schwächer geworden und in längeren Zwischenzümen gekommen. Sie hatte nicht die Ruhe, auf den Doktor aus Karlstad zu warten. Es war ja mehr als wahrscheinlich, daß Marit nein sagen würde, aber die Jungfer wollte kein Mittel unversucht lassen.

Marit, Eriks Tochter, saß, als Jungfer Spaak kam, auf ihrem gewöhnlichen Platz auf der Treppe vor dem Speicher. Sie hatte keine Arbeit in den Händen, sondern saß zurückgelehnt mit geschlossenen Augen da. Aber sie schlief nicht. Sie blickte auf, als die Jungfer gegangen kam, und erkannte sie sofort.

"Aha", sagte sie, "schiden sie jetzt um mich aus Hebebn?"

"Hat Sie schon gehört, wie schlecht es bei uns steht, Marit?" sagte Jungfer Spaak.

"Ja, ich habe es gehört", sagte Marit, "und ich will nicht kommen."

Jungfer Spaak antwortete ihr mit keiner Silbe. Eine schwere Hoffnungslosigkeit senkte sich auf sie herab. Alles schlug ihr fehl, und dies war das allerschlimmste. Sie konnte sehen und hören, daß Marit froh war. Sie hatte da auf der Treppe gesessen und sich über das Unglück gefreut, sich darüber gefreut, daß Abrian Löwensköld sterben mußte.

Bisher hatte sich die Jungfer aufrecht gehalten. Sie hatte nicht geschrien, nicht geklagt, als sie Adrian auf dem Boden ausgestreckt gesehen hatte. Sie hatte nur daran gedacht, ihm und all den anderen zu helfen. Aber Marits Widerstand brach ihre Kraft. Sie begann zu weinen, heftig und unaufhaltsam. Sie wankte zu einer grauen Stallwand, lehnte die Stirn daran und weinte und schluchzte.

Marit beugte sich ein wenig vor. Lange Zeit verswandte sie kein Auge von dem armen Mädchen.

"Ach so, steht es so um sie?" dachte sie.

Aber während Marit noch so dasaß und sie betrachtete, die die Tränen der Liebe um den Geliebten weinte, ging in ihrer eigenen Seele etwas vor.

Sie hatte vor ein paar Stunden erfahren, daß der General Adrian erschienen war und ihn fast zu Tode erschreckt hatte, und sie hatte sich gesagt, daß die Stunde der Rache endlich gekommen war. Darauf hatte sie seit vielen Iahren gewartet, aber immer vergebens. Rittmeister Löwensstöld war in die Grube gefahren, ohne daß irgend eine Strase ihn getroffen hatte. Freilich war der General, seit sie den Ring nach Sedebn geschafft hatte, dort umgegangen und hatte gespukt, aber es hatte den Anschein gehabt, als brächte er es doch nicht übers Herz, sein eigen Fleisch und Blut mit der gewohnten Grausamkeit zu verfolgen.

Aber nun war das Unglück über ihnen, und gleich kamen sie zu ihr, um Silfe zu erbitten. Warum gingen sie nicht lieber gleich zu den Toten auf dem Galgenhügel? Es tat ihr wohl, zu sagen: Ich komme nicht. Das war ihre Art, Rache zu nehmen.

Aber als Marit das junge Mädchen so stehen und weinen sah, den Kopf an die Wand gepreßt, erwachte eine Erinnerung in ihr. "So habe ich auch dagestanden und habe geweint, an die harte Mauer gelehnt. Ich hatte keinen Menschen, auf den ich mich stühen konnte."

Und damit brach der Quell der Jugendliebe wieder in Marit auf und erfüllte sie mit seiner heißen Flut. Staunend saß sie da und sagte zu sich selbst: "So fühlte man es damals. So war es, einem gut zu sein. Ein so süßes und starkes Gefühl war es."

Sie sah den jungen, fröhlichen, starken, schönen Paul Eliasson vor sich. Sie gedachte seines Blides, seiner Stimme, sie erinnerte sich an jede seiner Bewegungen. Ihr ganzes Herz war von ihm erfüllt.

Marit glaubte, daß sie ihn all die Zeit geliebt hatte, und das hatte sie wohl auch. Aber wie waren die Gefühle in den langen Jahren doch fühl geworden! Tetzt, in diesem Augenblick, brannte ihre Seele wieder in voller Glut.

Aber während die Liebe so in ihr erwachte, erinnerte sie sich auch an den furchtbaren Schmerz, den es einem Menschen bereitet, den Geliebten zu verlieren.

Marit sah zu Jungfer Spaak hinüber, die noch immer dastand und weinte. Nun wußte Marit, wie ihr zumute war. Eben erst hatte die Rühle der Jahre auf ihr gelegen. Da hatte sie vergessen, wie das Feuer brennt, jest wußte sie es. Sie wollte nicht die Ursache sein, daß jemand das leiden mußte, was sie selbst gelitten hatte, und sie stand auf und ging zu der Jungfer hin.

"Rommen Sie, ich werde mit Ihr gehen", sagte sie ganz kurz. (Schluß folgt.)

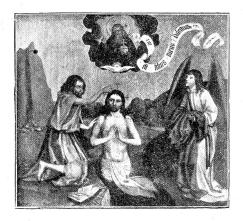
Schweizer Malerei. 15.—18. Jahrhundert.

Es wäre Aufgabe aller Kongresse — wirtschaftlicher, politischer, künstlerischer — nicht nur dem Augenblick 3u dienen und Vertreter der verschiedensten Behörden und Institute hauptsächlich zu geselliger Tagung zusammenzuführen, sondern vielmehr: die großen Linien der Bergangenheit lebendig aufzuweisen und der Gegenwart wie auch der 311funft dienstbar zu machen. Immer wieder und vielfach mit Recht werden auf allen Gebieten Vorwürfe laut, Kongresse, Tagungen, Besprechungen hätten bei großem Kostenauswand ausschließlich repräsentativen oder gar privatinteressierten Charakter. Solcher Vorwurf — das sei trot aller Aeuhetgilt nicht für den lichkeit der Aufmachung festgestellt Runsthistoriter = Rongreß, Internationalen der in der ersten Sälfte September als eigentlicher "Wanderfongreß" in ber Schweiz stattfand.

Dieser Kongreß bot ausnahmsweise den Nichtbeteiligten mehr als den Beteiligten selbst: Ausstellung aller Kunstarten und Kunstrichtungen schwücken in diesen Wochen die Schweizer Städte aufs Schönste. Die breite Deffentlichkeit hat teil an den Mahnahmen, die zugunsten Weniger getroffen worden sind. Auserlesenes schweizerisches Kunstgut ist überall in der Schweiz dem Publikum schwaar gemacht. Ueber verschiedene der bernischen Ausstellungen wurde an dieser Stelle schon berichtet, und nun wenden wir uns mit großer Freude der sorgfältigen Auswahl von Schweizer Bildern des 15. dis 18. Jahrhunderts zu, die im Kunstmuseum als Ergänzungsausstellung zu dersenigen des 19. Jahrhunderts in der Kunsthalle zu sehen ist:

Ein Katalog von gewissenhafter Zusammenstellung gibt über Herkunft der Werke und oft auch über Art der Meister in aufschlußreicher Weise Auskunft und läßt dem Text eine

ist hier kein Wert gelegt, im Gegenteil: eine krasse Gegenüberstellung von derben weltlichen Bürgern und frommen Märtnrern und Gottergebenen greift um sich. Nicht zuleht



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Die Taufe Christi.

eindrucksvolle Auswahl an Bildreproduktionen folgen. Diese verraten die schöne Sonderheit der Ausstellung und den Genuß, den wir beim Durchschreiten der Räume empfinden.

In der Schwebe zwischen ausgehendem Mittelalter und Renaissance sind die ersten Bilder gearbeitet, stets noch von der tiefen Symbolgebung mehr firchlich bestimmter Zeit er= füllt; schmale Darstellungen, die noch gerade Raum zu finden vermögen auf den zierlichen Mauerbandern und Stüten der fensterdurchbrochenen gotischen Wände. Schmaler und des= halb in den Gewandfalten oft ediger, im Aufbau steiler als die auf breiteren Hintergründen ausladenden italienischen Werke der gleichen Zeit, besitzen diese Werke — vorzüglich Tafelbilder — noch viel von dem strengen und doch wunder= bar edeln Goldgrund vorangegangener Jahrhunderte, und je weiter wir in die neuere Zeit hineinschreiten, desto luftiger zerfällt dieser starre Bann in perspektivisch eingeteilte Hinter= gründe, vorerst in architektonisches Liniengefüge, das in Tür oder Fenster den Ausblid in fernere Landschaft freiläßt, dann aber in Einzelheiten belebter Natur.

Das religiöse Moment ist ins 15. und 16. Jahrhundert herübergerettet, doch nicht mehr in die schlichte Form eines sehr keuschen Symbolismus gebannt, sondern immer deutslicher und lebendiger in die Mitwelt der gegenwärtigen Zeit gerückt: wo die prunkvollen Renaissance-Söfe Italiens den regierenden Abel um die Heiligengestalten gruppieren, schart das reichgewordene nordische Bürgertum ungezählte



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Verkündigung.

Leute des Volkes um Heiland und Maria. Auch hier bei zunehmender realistischer Schau prunkvolle Darstellung von Milieu und Leben. Aber auf den Abel des Gesichtsausdrucks



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Johannes der Täufer.

fommt gerade dadurch die Eindrücklichkeit zustande, die wir beim Rundgang durch die dargestellten Leben selbst bei kleineren Weistern anerkennen müssen.

In solcher Lebendigkeit — fast jedes Wands oder Altarbild stellt ein Geschehen dar — fühlen wir uns nicht einmal so sehr ausschließlich zu diesem oder jenem Werk hingezogen, sondern schreiten interessiert von einem zum andern, um erst bei Beachtung der Komposition, der Technik, vor allem aber der Verinnerlichung dem einen und andern ganz besonderes Augenmerk zu schenken. So kommen die kleineren Bekannten und die größeren Unbekannten, glücklich eingefügt in das Werk der anerkannten und vielgenannten Meister, alle zu ihrem Recht. Bald werden sie wieder nur vereinzelt in den Musen der Schweiz und auch außerhalb der Grenzen (von Wien die Dijon) zu sehen sein.

Jedenfalls hat Bern mit dieser Ausstellung vor allem in den Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts eine beachstenswerte Sammlung zusammengebracht, während die Maler und Graphiker des 17. und 18. Jahrhunderts eher und öfter erreichbar sind. In diesem Wissen sei mit Nachdruck auf die seltene Gelegenheit ausmerksam gemacht, unter allen übrigen besonders die drei bedeutenden Meister: den Berner Meister



Niklaus Manuel: St. Lucas.

mit der Nelke, den Meister mit der Nelke und der Rispe, Niklaus Manuel mit zahlreichen eindrucksvollen Werken beisammen zu sehen. Selmut Schilling.